Eitelkeit.

Von F. Groß.

Nein, meine Damen, so sehr ich mich auch bemühe, ich weiß nichts Besseres, als mit Ihnen etliche Minuten über eine Sache zu plaudern, mit der man Ihr Geschlecht allezeit mehr oder weniger intim in Verbindung gebracht hat: über die Eitelkeit. Machen Sie keinen Versuch, Mangel an Interesse für diese Sache zu fingiren; im Innersten sind Sie überzeugt, daß der besagte Gegenstand einer der wichtigsten ist, die es auf Erden gibt. Sie wissen, daß man Ihnen vorwirft, leibhaftige Verkörperungen der lieben Eitelkeit zu sein. Ein großer Frauenkenner, der sich um des Effects willen auf den professionellen Frauenfeind hinausspielte, Bogumil Golz, hat behauptet, daß, wenn eine Welt im Untergange begriffen wäre, eine Frau noch rasch ihren Kopfputz in Ordnung bringen würde. Von Charlotte Corday wird erzählt, sie habe auf dem Wege zum Schaffot ihr Haar noch möglichst zierlich arrangirt. Nehmen wir an, daß das richtig sei, wer ist Barbar genug, darin den Anlaß zu einem Tadel zu finden? Die Frauen haben von einem gütigen Schicksale die Gabe mitbekommen, Alles anmuthiger zu machen, als wir ungeschlachten Männer. Ich muß es offen sagen, auf die Gefahr hin, Ihnen eine Waffe gegen uns in die Hand zu liefern: Wenn man mich einmal henkt, werde ich dabei vielleicht nicht die mindeste Grazie entwickeln. Nur eine Frau bewahrt sich auch vor dem Scharfrichter ihren Reiz, denn auch dem Scharfrichter will sie gefallen. So wäre also doch etwas an Ihrer Eitelkeit und deren Bethätigung zu tadeln? Nein. Wer schön sein will, muß eitel sein, und schön zu sein, ist entschieden ein Beruf, des Schweißes aller Edeln werth. Glauben Sie mir: Wenn das Modell zur Venus von Milo gelebt hat, so war es das eitelste Geschöpf, über das der griechische Himmel gelacht hat. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Nachbeter überkommener Phrasen Recht haben, die da ruhig behaupten, die Eitelkeit sei ein Privilegium des weiblichen Geschlechts. Vielleicht ist es unklug, Ihnen das zuzugestehen, aber wir Männer sagen ja immer die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, und deshalb sei ihr auch hier eine Gasse gebnet — wer Augen hat, um zu sehen, und Ohren, um zu hören und dazu die nöthige Dosis von Aufrichtigkeit, der wird ehrlich bekennen, das es von Rechtswegen heißen müsse: „Eitel wie ein Mann." Nur vielleicht, daß zwischen der Eitelkeit der Frauen und jener der Männer ein klaffender Unterschied obwaltet.

Wir sind die Plumperen, Sie sind die Feineren, die mehr Erfinderischen sogar in der Kunst, Ihrer Eitelkeit Befriedigung zu verschaffen. „Den Nächsten," so meint Nietzsche, „zu einer guten Meinung verführen und hinterdrein an diese Meinung des Nächsten gläubig glauben: wer thut es in diesem Kunststück den Weibern gleich?!" Also sprach Zarathustra: „In der That versehen Sie es in einem bewundernswerthem Maße, uns Huldigungen abzuringen, auch wo wir zum Huldigen nicht gelaunt sind. Sie zwingen uns zur Liebe und sagen dann: „Non olet!" Nun aber wir Männer! Wir zögern nicht, bis unsere Eitelkeit eine greifbare Satisfaction erfährt. Wir setzen Windmühlen für Riesen an, und wo keine Fata morgana sich zeigt, da schafft unsere Phantasie sich willkürlich eine solche. Sie warten wenigstens in den meisten Fällen ab, daß man Ihnen in aller Ehrfurcht sage: „Ich liebe Dich!" oder „Ich bewundere Sie!" Für uns sind solche Kundgebungen überflüssig. Ohne daß Sie ein Sterbenswörtchen äußern, hegen wir die Ueberzeugung, eine Lilie brauche uns nur zu begegnen, um auch schon geknickt zu sein. Es ist rein menschliches Mitleid, wenn wir Ihnen gegenüber nicht immer unseren ganzen Zauber spielen lassen. Wir gehen an unzähligen Gelegenheiten zu Triumphen vorüber, weil wir der letzteren übersatt sind und sie keinen Reiz und Werth mehr für uns haben. Ein Grobian behauptete einmal, nachdem er ein Glas Wein zuviel getrunken hatte, jeder Mann sei nach vollendetem vierzigsten Lebensjahre ein alter Esel. Und er dachte dabei speciell an unser Verhältniß zu Ihnen. Aus guten Gründen möchte ich dieser zoologischen Behauptung nicht blindlings zustimmen. Aber, wenn Sie es nicht weiter verrathen wollen, beichte ich Ihnen: Ein Körnchen Wahrheit liegt darin. Beobachten Sie gefälligst einmal, welche Wirkung das Erscheinen einer Frau inmitten eines Kreises von Männern hervorbringt. Wie wir da sitzen, nehmen wir dann im Nu eine veränderte Position ein, geben uns eine interessante Haltung, werfen schmachtende Blicke, zwirbeln den Schnurrbart auf, und zum Mindesten zupfen wir die Manchetten möglichst weit aus den Rockärmeln hervor, weil dadurch Frauenherzen bekanntlich in siegreicher Weise bestrickt werden. Und merkwürdig: je älter wir werden, für desto gefährlicher halten wir uns. Der Johannistrieb, der selbstverständlich seine Erwiderung finden muß, dünkt uns etwas ganz Natürliches. Ja, es kommen die Jahre, in denen wir einen Ehrgeiz darein setzen, uns mit irgend einer Frau zu compromittiren. Es hält dann sehr schwer, uns zur Vernunft zu bringen; wie wir gerne annehmen, schützt unser Alter die Frauen nicht vor Thorheit; wie häßlich und wie unangenehm wir auch sein mögen, wir können nicht glauben, daß jemals für uns die Zeit vorüber sei, unterwegs jede Blume, die uns gefällt, zu pflücken. Noch mehr: selbst wenn wir gewahren, daß unsere Schwäche mißbraucht wird, bilden wir uns noch immer ein, daß auf Ihrer Seite nicht das bloße Raffinement im Spiele sei. Ich berufe mich für den Fall, als Sie in meine Worte Zweifel setzen, auf einen Ausspruch, den Thackeray in seinem „Eitelkeitsmarkt" thut: „Wenn Männer eines gewissen Schlages verliebt sind, so schadet es nichts, wenn sie Angelhaken, Schnur und den ganzen Apparat sehen, mit dem sie gefangen werden sollen; ein unwiderstehlicher Drang treibt sie, sie schnappen nach dem Köder, um sofort zappelnd an's Land gezogen zu werden." Thackeray hat gut spotten; er kann nicht leugnen, wie süß es für uns in ergrauenden Haaren ist, uns ein wenig in die Halbvergangenheit zurückträumen. Die vollen Flechten, die verführerischen Lippen, das blitzende Auge eines Weibes winken uns, und uns wird, als umwallten Locken unser eigenes Haupt, als schwelle unser eigener Mund im Korallenroth, als loderte eine versengende Flamme aus unserem eigenen Auge. Sie müssen es uns nicht übel nehmen, meine Damen!

Wie groß Sie sich unsere Eitelkeit vorstellen, Ihre Begriffe bleiben hinter der Wirklichkeit zurück. Am eitelsten sind diejenigen unter uns, die in der Oeffentlichkeit stehen, die Politiker, die Redner, die Künstler, die Poeten. Lesen Sie in Heine's „Buch der Lieder" nach, Sie finden dort in der Abtheilung „Heimkehr" die Selbstkritik des Dichters, der seiner Geliebten zuruft:

„Und wenn Du schilt'st und wenn Du lob'st,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn Du meine Verse nicht lob'st,
Laß' ich mich von Dir scheiden."

Eine Entschuldigung mag darin liegen, daß wir ohne Eitelkeit gar keine Lust hätten, irgend etwas zu produciren. „Die Eitelkeit," so meint Heinrich Laube, „ist der nothwendige Fehler aller großen Leute, namentlich Derer, welche die Welt mit Worten oder mit Tönen erobern. Ein Künstler, der nicht eitel ist, gleicht einem Weibe, das nicht gefallen will — Beide sind langweilig."

Um gerecht zu sein und Ihnen, meine Damen, nicht vorzuenthalten, was Ihnen von Rechts wegen gebührt, sei es offen gestanden: Es gibt eine Unmenge von Eitelkeiten, auf die wir kein Monopol haben und die uns Männlein und Weiblein gemeinsam zu eigen sind. Ich wette mein Herz darauf, daß Sie z. B. Niemand — ohne Unterschied des Geschlechts — finden, der Einem Auskunft darüber gibt, was er im Conversationslexikon sucht, wenn man ihn, mit einem Bande dieses unschätzbaren Hilfsmittels in der Hand, überrascht. So eitel sind wir Alle, daß wir uns nicht gerne in unsere Bildungslarven sehen lassen. Wie selten verleugnet Einer oder Eine die Eitelkeit so weit, auf eine Frage schlicht und einfach zu antworten: „Ich weiß nicht!", auch wenn diese Frage dahin geht, wie der Kaiser von China hieß, der im Jahre 1234 regierte. Etwas Gemeinsames ist, um noch ein Exempel zu nennen, die Eitelkeit, die sogar über das Grab hinaus reicht und sich mit Leichenbegängniß und Beerdigung befaßt. Seit es weibliche Bergsteiger gibt, haben wir Männer nicht einmal mehr das alleinige Anrecht, unsere Eitelkeit damit zu kitzeln, daß wir ein hohes Eisfeld „gemacht" haben, denn heutzutage bringen Sie es nicht nur ebenso weit, sondern auch ebenso hoch wie wir. Und unten, inmitten von uns Beiden sind die Eitelsten, Diejenigen, die da steif und fest versichern, daß ihnen nichts ferner liege, als eitel zu sein, die Anonymen, die sich um keinen Preis nennen und um jeden Preis errathen sein wollen, die Incognito-Menschen, die sich tief unglücklich fühlen, wenn wir uns respectvoll hüten, ihr Incognito zu lüften. Keine Eitelkeit ist entwickelter, als diejenige, die dem Ruhme aus dem Wege geht, der Hoffnung voll, der Ruhm werde ihnen nachlaufen. Excessive Bescheidenheit ist oft verkappter Größenwahn.

In unseren Tagen gefallen sich einige Frauen und Männer darin, ihre Individualität mit allem Nachdrucke auszuspielen und kurz und bündig zu erklären, man müsse sie nehmen, wie sie sind. Ja, aus Eitelkeit schminken wir uns sogar Eigenschaften an, die keine Sympathien erwecken können. Der alte Lessing kommt zu Ehren mit seiner Behauptung, daß wir unsere Fehler nie so sorgsam verbergen, wie unsere Tugenden. Und damit gerathen wir auf ein Feld, wo Sie, meine Damen — gestatten Sie mir diesen Ausdruck aus der Billardtechnik — uns ein Doublé vorgeben können: aus Eitelkeit verhüllen Sie nicht selten die besten Seiten Ihres Wesens, und die reinste Tugend macht die Mode mit, die Geberden des Lasters nachzuahmen. Wenn wir die Rechnung mit einander abschließen, dann zeigt sich das Ergebniß, daß wir einander nicht viel vorzuwerfen haben: „Vanitas vanitatum" gilt für uns Alle. Man pflegt Hunger und Liebe als die hauptsächlichen Triebfedern unserer Handlungen zu bezeichnen. Die dritte Triebfeder: die Eitelkeit, wird man um der Genauigkeit willen hinzurechnen müssen. Deshalb ziehe ich meinen Antrag zurück, der auf die Verbreitung des Dictums abzielte: „Eitel wie ein Mann." Ich bringe dafür einen anderen ein. Seien wir ehrlich und sagen wir: „Eitel wie ein Mensch." Einstimmig angenommen?

— Sonderbar. „Nun, wie vertragen Sie sich mit Ihrem jetzigen Compagnon?" — „Ach, hören Sie mir auf! Mit dem muß man sich fortwährend herumstreiten, wenn man mit ihm gut auskommen will!"

Die heutige Frau als Mutter.

„Ein Einziges auf Erden nur gibt es,
Das schwer und hehrer als das echte Weib —
Das ist die echte Mutter."

Wenn ich von einer „heutigen" Frau spreche, so möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich halte den Geist unserer Zeit nicht für unbedingt identisch mit den Begriffen: Excentricität, Ueberspanntheit, Thorheit. Wer unsere Zeit richtig erfaßt und versteht, sieht auch noch andere Züge, die als die Consequenzen des Fortschrittes, der allen Volksschichten zugänglichen Durchschnittsbildung gelten müssen. Was ich unter der „heutigen" Frau verstehe, das ist ein Wesen — ernst, zielbewußt, zu selbstständigem Denken gereift, in dem einmal gewählten Berufe aufgehend; ein Wesen, dem als Höchstes die Ideale des Lebens vorschweben und das selbstverleugnend den oft schweren, aber für solche Naturen befriedigenden Pfad eiserner Pflichterfüllung wandelt. Eine solche Frau hält nichts von den sogenannten „weiblichen" Schwächen und Fehlern, beansprucht das Recht von deren Ausübung nicht für sich und verlangt für ihre Fehler keinen anderen Maßstab, als der auch an alle übrigen Menschen angelegt wird. Eine Frau dieser Art, und sie sei noch so hochgebildet, zu seiner Gattin, zur Mutter seiner Kinder zu wählen, davor braucht kein Mann sich zu scheuen.

Das Leben, wie es heute ist und wie es sein wird, wenn erst unsere Kinder den Kampf mit ihm aufnehmen sollen, erfordert eine andere Vorschule, als man sie vor 30 Jahren benöthigte. Ob unsere Töchter dereinst glückliche und beglückende Gattinnen und tüchtige Mütter werden — ob sie einsam, auf ihre Hände und ihres Kopfes Arbeit angewiesen, im Leben stehen werden, was immer aus unseren Söhnen werden möge — sie werden sein, was die Mütter aus ihnen gemacht. Die Seele, das Gemüth, der Geist des Kindes ist unter der Führung der Mutter, was der Thon unter des Bildhauers Händen ist. Und in den Worten: „Das habe ich meiner Mutter zu verdanken!" kann ebensowohl ein Segen wie ein Fluch für uns liegen.

Auch ist es das Seelenleben des Kindes durchaus nicht allein, dem die auf der Höhe ihrer Zeit stehende Frau ihren Stempel aufdrückt. Die gebildete Mutter pflegt auch die Hygiene in allen ihren Nebenzweigen in anderer Weise, als Mutter und Großmutter sie pflegten (womit deren Verdienste wahrlich nicht geschmälert werden sollen!). Deren Methoden entsprachen eben einer Periode, die der unseren so verschieden ist, als läge ein Jahrhundert und mehr dazwischen. Die Frau mit klarem Denken, weit ausschauendem Blick und fester Hand duldet keine Verweichlichung, sie erzieht nicht ätherische, nervöse Persönchen, die in unserer Zeit und unter unseren Existenzbedingungen so überflüssig, so unnütz, so störend für sich und Andere sind, als wie ein Krüppel es inmitten einer Schlacht sein würde. Die heutige Mutter steuert der Empfindelei, sie sucht die sich gerade jetzt so breit machende Ueberschätzung der Bedeutung von Aeußerlichkeiten zu unterdrücken und ihren Kindern gegenüber mehr die des inneren Werthes in den Vordergrund zu schieben. Sie lehrt sie und beweist es durch ihr eigenes Beispiel, daß Fortschritt, Bildung, Klarheit des Geistes, Schärfe des Verstandes, Thatkraft und Charakterstärke recht gut vereint sein können mit der Herzensgüte und Gemüthstiefe, der Demuth und Zurückhaltung, dem häuslichen Sinn und der Selbstverleugnung, die man, seitdem die Welt steht, an der Frau schätzte und ehrte und auch ferner an ihr schätzen und ehren wird, so lange die Welt steht. In die Hand der Mutter, die die künftigen Männer und Frauen heranzubilden hat, ist es gelegt, zu beweisen, daß eine Frau, um auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen, noch lange nicht nöthig hat, die Schranken zu überspringen, die ihrem Geschlecht gezogen sind und ewig gezogen bleiben müssen zum Segen der Menschheit im Allgemeinen und des Familienlebens im Besonderen. Wenn wir unseren Söhnen die Achtung vor der gebildeten Mutter beibringen, unseren Töchtern als Beispiele edeler Selbstverleugnung zu gelten uns bemühen, dann wird man in der nächsten Generation anders über die oft bespöttelte „gebildete Frau" urtheilen und es wird keinem Manne einfallen, zu behaupten, daß nur ein solches Wesen zur Gattin, Mutter und Hausfrau tauge, das über ein blödes, stereotypes Lächeln und ein Ja, ja — Nein, nein, nicht hinauskommen kann, noch auch will.

Der moderne Amor.

„Nicht ernst, meint Ihr, sei ich zu nehmen,
Und meine Pfeile streifen nur,
Sie dringen nicht in Herzenstiefe,
Und schnell verwischt sei ihre Spur?"

„O, traut mir nicht, Ihr leichten Thoren,
Wähnt nicht, Ihr könnet mit mir tändeln,
Und mit behendem Spott sodann
Entfliehn und lockren Liebeshändeln!"

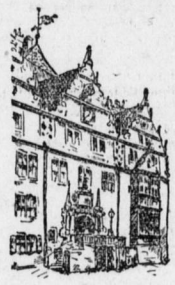
„Ob alter, ob moderner Amor,
Gleich sicher ziel' ich auf die Beute,
Nicht anders trifft mein Pfeil, wie einst,
Er sitzt so fest, wie einst noch heute."

— Beweis. Die junge Frau Doktorin (zu ihrer Mutter): „Ob mich Arthur liebt, fragst Du? Ich kann Dir sagen, als ich neulich krank war, da hat er sogar einen andern Arzt holen lassen!"

Eine Weserfahrt von Münden bis Hameln.

Von A. Schrot.

Endlich sah ich sie, die Weser, diesen deutschesten aller heimischen Ströme (sie allein gehört mit ihrem ganzen Gebiete deutschem Boden an) und auch einer der klassischsten. Im Weserlande erhielt die römische Herrschaft, die sich am Rhein und an der Mosel so stolz aufgebaut, endlich den Todesstoß. An ihren Ufern hausten jene Cherusker, deren mächtiger Wuchs, trutziger Sinn und derbes Wesen noch in den heutigen Bewohnern fortlebt. Auf jenen Bergen hatten sie ihre Heiligthümer, ihre Wohnstätten in jenen Wäldern, bei deren Betreten du angehaucht wirst von den Schauern einer großen Vergangenheit. Aber auch in landschaftlicher Hinsicht darf die Weser sich sehen lassen. Ihre Ufer gehören zu dem Anmuthigsten und Schönsten, was in deutschen Landen zu finden ist, sie sind umkränzt von einer guten Anzahl historisch merkwürdiger und architektonisch interessanter Städte, das Ganze ist verklärt vom Helldunkel der Sage.



Rathhaus zu Münden.

Münden ist gleich einer der Glanzpunkte der Fahrt. In einem romantischen, tiefen Thale, auf der durch den Zusammenfluß von Werra und Fulda gebildeten Halbinsel gelegen, macht er mit seinem Schloß, der St. Blasiikirche, dem 1619 erbauten Rathhaus im Renaissancestil, der königlichen Forstakademie mit botanischem Garten und der schönen Eisenbahnbrücke über die Werra, wie überhaupt durch die zum Theil alterthümliche Bauart einen bedeutenden Eindruck. Im Mittelalter ein blühender Stapelort, machte jedoch die Zerstörung durch Tilly im Mai 1626 dieser Herrlichkeit ein Ende und selbst bis heute hat die Stadt sich von jenem Schlage noch nicht wieder erholt. An der Außenseite der Garnisonskirche sieht man den Leichenstein des Dr. Eisenbart, der sich 1727 hier auf der Durchreise auf seine Art zu Tode kurirte.

Dr. Eisenbart's Grab in Münden.

Ein kleiner Dampfer trägt uns die Weser hinab, vorüber bei Carlshafen, an der Mündung der Diemel, wo das Flußthal, obschon erheblich enger, an manche Partien der Rheinfahrt zwischen Koblenz und Bingen erinnert, vorüber an Fürstenberg, wo der Sollingwald hervortritt, an dem herrlich gelegenen Höxter mit seinem weltberühmten Kloster, an der 822 gegründeten Abtei Korvey und nach einigen Stunden Fahrt gelangen wir nach Holzminden, in dessen Nähe der höchste Berg des Wesergebirgs, der 520 Meter hohe Köterberg, emporragt.

Weserbock bei Polle.

Eine halbe Stunde unterhalb Holzminden verengen sich die Ufer der Weser wieder, die nun in mehreren gewaltigen Krümmungen das Gebirge durchbricht. Ein pittoreskes Landschaftsbild eröffnet diese Enge. Es ist das Städtchen Polle mit dem durch eine Burgruine gekrönten sogenannten Weserbock. Nach einer Stunde genußreicher Fahrt Station Bodenwerder,

Hameln mit dem Lachsfang.

Geburtsort des weltberühmten Freiherrn von Münchhausen, eines der Männer, auf die wir Deutschen besonders stolz sein können, ebenso stolz wie auf den Doktor Faust, Till Eulenspiegel und die Sieben Schwaben. Es folgen nun Hameln mit stattlichem Schloß des Grafen Schulenburg, Station Grohnde mit alter Burg und Station Emmerthal mit Eisenbahnbrücke über die Weser und der Hämmelchenburg, eines an Stelle einer alten Burg 1588 bis 1612 erbauten Schlosses im Renaissancestil, unstreitig der erste architektonische Glanzpunkt der ganzen Strecke. Wir nähern uns nun dem Endpunkt der Dampferfahrt. In der Ferne taucht auf die vielthürmige Rattenfängerstadt und ehemalige Festung Hameln. Immer deutlicher tritt das in den Rahmen einer anmuthigen Umgebung gefaßte Bild hervor; endlich

Rathhaus in Hameln.

ein Zeichen mit der Glocke, und wir können festen Fuß fassen. Da es noch früh am Tage ist, benützen wir die uns verbleibenden Stunden zur Besichtigung der Stadt, die mit ihrer thurmbewehrten Ringmauer, ihren vielen alterthümlichen Häusern, darunter besonders merkwürdig das Rattenfängerhaus und das sogenannte Hochzeitshaus, dem alten Rathhaus und der Münsterkirche (ursprünglich Stiftskirche des heiligen Bonifacius, im 11. Jahrhundert gegründet, nach dem Brande im 14. Jahrhundert neu erbaut, 1870 bis 1875 restaurirt) einen recht stattlichen Eindruck macht. Nachdem wir noch den Lachsfang und die

Das Rattenfängerhaus in Hameln.

Fischzuchtanstalt im Schliekersbrunnen in Augenschein genommen, besteigen wir den jenseits der Weser sich erhebenden, ehemals stark befestigten 261 Meter hohen Klütert. Im Abendsonnenschein liegt die Stadt uns zu Füßen. Südlich gewendet, verfolgen wir den Lauf der Weser weithin und vergegenwärtigen uns noch einmal im Geiste die lieblichen Bilder, die in mannigfaltigem Wechsel heute an unseren Blicken vorüberzogen.

Rosa Sucher.

Frau Rosa Sucher, die berühmte Wagner-Sängerin der Berliner Oper, gastirt gegenwärtig in New York, wo die deutsche Oper, nach kurzer Unterdrückung Seitens der „berühmten" Vierhundert, ein Auferstehungsfest feiert. Frau Sucher ist die Gattin des ersten Musikdirektors der Berliner

Oper. Ihre Glanzrollen sind Brunhilde in der „Walküre" und in der Götterdämmerung, sowie „Isolde" in Tristan und Isolde. In der letzteren Rolle wird sie gegenwärtig wohl von keiner Rivalin übertroffen. Frau Sucher ist eine herrliche Bühnenerscheinung. Wir bringen ihr wohlgetroffenes Portrait.

Immer heuchlerisch.

Dame: „Haben Sie Knabenspielzeug, das auch am Sonntag benutzt werden kann?"

Geschäftsmann: „Gewiß, nehmen Sie eine Schachtel Soldaten."

Dame: „Wie kann man am Sabbath mit Soldaten spielen!"

Geschäftsmann: „Ja, denn diese Bleisoldaten gehören ja zur „Salvation Army"."

— Neu-Deutsch. A.: „Als ich neulich den grünen Weg überquerte, bin ich beinahe im Schmutz stecken geblieben!" — B.: „Das ist anderswo auch nicht besser. Mir passirte dasselbe, als ich gestern die Marstraße durchlängste!"

— Feierlicher Moment. Freund (in's Zimmer tretend): „Wie, eine Flasche Wein bei der Arbeit... Hast Du Geburtstag?" — Schriftsteller: „Das nicht — aber die Heldin meines Romans verlobt sich eben!"

Der Ueberzieher.

Ein Abenteuer von Bliemchen.

Wenn Se edwa nich glooben, daß ä guder Sachse noch Kurrasche un Energie endwickeln gann, wenn's Nohd an Mann gehd, da will ich Sie änne Reibergeschichde erzählen, die mir in Gafé Boomeel in Leibzig bassierd is.

Ich sitze gans mollig in änner Ecke un drinke mei' Schälchen Heeßen un denke an garnischd. Da gommd Sie so ä lufdiges Gerlchen in eenfachen Sommer-Reckchen 'rein, setzd sich an Ofen un beschdellt ooch ä Schälchen Heeßen.

„Na," denke ich, „Du gannst's brauchen, daß De Dich wärmst," denn 's waren draußen blos drei Grad Wärme un das noch derzu Zelsius; da leefd doch gee verninfd'ger Mensch ohne Iberzieher in der Welt 'rum!

Das Gerlchen am Ofen schien sich aber gar nich behaglich zu fiehlen; immer schbazierden seine Oogen in gansen Logale 'rum, un immer schielde er nach den Leiden, die um mich 'rum sassen un die mehrschdendheels Schlad schbielden.

„Der sucht verleichd Eenen, der sein'n Gaffee bezahld," denke ich bei mir — aber da hadden seine Oogen schon wieder änne andere Schußlinie. Jetzt dhad er die Iberzieher beschnubbern, die dichte bei'n Ofen hingen.

„Das gloobe ich, so eenen mecht'ste ooch haben," sage ich vor mich hin, aber weeß Gnebbchen, grade als wenn er'sch geheerd hädde, zudschd er gemiedlich seinen Gaffee aus, schdehd uff un langd midden in de Iberzieher 'nein.

„Nanu," denke ich, „das is amende gar ä Iberzieher-Marder! Er werd aber doch wenigstens nich meinen nehmen!"

Aber richdig — wie's das Unglück will, langd der Gerl meinen Iberzieher von Haken 'runder un rudschd in meinen rechden Aermel, als wenn das nur so sein mißde!

Da fällt mir uff eemal ein, daß ich meinen Hausschlissel in der Iberzieherdasche schdecken hadde. Na, mei Schreck! Ohne Iberzieher heeme gehn un zu Hause nich ämal 'nein gennennee, das war zuviel, da hieß es handeln. Ich schbringe uff, renne dem Gerl nach, halde'n an meinen Kragen feste un sage:

„Ach, endschuldigen Se, mei gudestes Herrchen, mei Hausschlissel is noch in der Dasche, lassen Se mich den gefälligst erschd 'rausnehmen!"

Das Gerlchen gucd mich erschd gans verdutzd an, dann sagde er aber mid der greeßden Heeflichgeed, indem er mir den Hausschlissel ieberreichd: „Ach, bidde sehr, Herr Bliemchen, so war'sch nich gemeend, der Hausschlissel geheerd unzweifelhaft Ihnen!" Un mid den Worten: „Ich habe die Ehre," war er mit dem Iberzieher was haste was gannste zur Dhiere 'naus un ich schdehe da mid'n Hausschlissel wie'n siegreicher Held.

Ja, Kurrasche muß der Mensch haben.

Verblümt.

Gast: Liebe Rosalie, die letzte Maß brachten Sie mir, wie's schien, ganz von der Neige! Ich hoffe, daß Sie Ihre Neigung mehr durch die Blume ausdrücken!

— Neue Bezeichnung. Lehrjunge (sehr aufgeregt): Meister, Sie möchten doch gleich nach Hause kommen! — Schuster: Schockschwerenoth! daß man keine Ruhe kriegt. Was ist denn los? — Lehrjunge: Die Meisterin hat einen Buben doppelt bekommen!

Manöver-Meteorologie.

Gewitter.

Trübe Aussicht

Bewölkter Himmel.

Veränderlich.

Wolkenlos.

Nebel.

Heiter.

Dunst.

Zarter Wink.

„Ich meine, der Rock wirft hier über die Brust Falten!"

„Das kommt nur davon, daß ich mir erlaubt habe, die Rechnung gleich in die Brusttasche zu stecken!"

— Böses Gewissen. Vater (bei Tische): „Kinder, das riecht ja so nach Wichse!" — Der kleine Felix (weinend): „Ich — hab' heut' welche in der Schule bekommen!"